

HEIKE  
DUKEN  
WIE WIR  
WAREN



HEIKE  
DUKEN  
WIE WIR  
WAREN

*Roman*

LIMES

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

*Das vorliegende Werk enthält Liedzitate aus Klassikern der Musikwelt als Ausdruck der Wertschätzung für die Originale sowie als Hommage an die Musikwelt der unterschiedlichen Generationen, insbesondere der Generationen X und Y. Die hierfür verwendete zitierende Kulturtechnik ist ein prägendes Element des zeitgemäßen kulturellen Schaffens und nach § 51 a UrhG gestattet. Gleichwohl haben wir uns in allen Fällen, wo dies möglich war, um die Einholung der Zustimmung der Rechteinhaber bemüht, ohne dass hierzu jedoch eine rechtliche Verpflichtung besteht.*



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

1. Auflage 2024

Copyright © 2024 by Heike Duken

Copyright © 2024 by Limes

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: René Stein

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: © Glen Scouller.

All rights reserved 2024/Bridgeman Images;

Beata Becla/Shutterstock.com

KW · Herstellung: DiMo

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2783-6

[www.limes-verlag.de](http://www.limes-verlag.de)

*Für Sissi, Sonja, Uschi, Karin, Susi, Uli, Ute,  
Hilde, Linde und Sandra*



# TEIL EINS



Du liebst mich nicht  
du liebst mich einfach nicht  
du liebst mich nicht.

*Sabrina Setlur*





1986



# KAPITEL 1

Paula

Nach dem Flug und dem Chaos am Busbahnhof sitzen wir endlich mit unseren Tickets im Bus. Die großen Rucksäcke liegen im Gepäckfach, die kleinen stehen zwischen unseren Füßen. Es ist eng, jeder Platz im Bus ist besetzt. Unser Proviant: eine Flasche Cola, zwei Dosen Bier, noch kalt, zwei Tüten Chips und ein paar Weintrauben in einer Papiertüte; sie weicht gerade durch, deswegen halte ich sie in der Hand.

Zett sitzt am Fenster. Wir biegen auf die Landstraße ab, und der Busfahrer schaltet Musik ein, sie kommt aus einem scheppernden Lautsprecher direkt über uns. Wir verstehen kein Wort, aber das macht nichts, denn dass es traurig ist und um Sehnsucht geht, das verstehen wir auch so. Zett und ich sehen uns an, irgendwie feierlich. Jetzt sind wir also unterwegs. Unsere Reise beginnt. Sie lehnt sich zurück, sieht aus dem Fenster, schnauft tief durch und sagt: »Yes.« Mehr nicht, ohne mich anzusehen.

»Yes«, antworte ich. Es ist mein erster richtiger Urlaub. Ich bin neunzehn und habe bis jetzt nur den Chiemsee gesehen, und das war mit meiner Oma, als ich sechs war.

Wir haben sieben Stunden Fahrt vor uns. Erst geht es hinauf in die Berge, die Straßen sind schmal und kurvig, der Bus röchelt, der Fahrer gibt Gas, heizt über Schlaglöcher und

bremst erst kurz vor den Kurven scharf ab, wir werden ordentlich durchgerüttelt. Alles schwitzt. Sogar der Wind, der durch die offenen Fenster hereinkommt, ist heiß. Die Musik bleibt die ganze Zeit laut, traurig und sehnsüchtig. Manchmal jammert ein Kind, aber nur kurz, die Mütter stecken ihnen Süßigkeiten zu, reichen kleine Tüten mit Fruchtsaft, dann wieder Kekse oder gebackene Stückchen mit Puderzucker, es ist ein ständiges Essen; später wird es herzhafter, mit Weißbrot und Plastiktüten voller Tomaten und gegrilltem Fleisch, die Gerüche vermischen sich. Irgendwann schlafen die satten Kinder alle ein, die Männer schreien noch eine Weile herum, wie kann man sich so laut unterhalten, frage ich mich, dann schlafen sie auch ein, manche schnarchen. Die Musik verstummt. Es wird ganz still im Bus, nur der Motor röchelt weiter, und metallene Teile scheppern bei jedem Schlagloch. Sogar die Frauen schlafen schließlich, ihre Kinder liegen mit roten Backen und verschwitzten Haaren auf ihnen drauf.

Zett öffnet eine der Bierdosen, sie macht das sehr cool mit einer Hand, und trinkt schnell den ersten Schluck, damit nichts herauschäumt. Sie gibt mir die andere Dose. Das Bier ist warm geworden, aber das ist uns egal. Unsere Laune wird besser und besser. Zett zieht ihren Walkman aus der Tasche und gibt mir einen der Ohrhörer, den anderen steckt sie sich ins Ohr. Wir hören Terence Trent D'Arby. Beim Refrain tippen wir mit den Zeigefingern den Takt in die Luft und bewegen nur die Lippen mit: »*Sign your name across my heart, I want you to be my lady.*«

»Auf Griechenland!«, sagt Zett leise und stößt mit mir an.

»Auf Griechenland.«

Der nächste Song ist von Chris Rea, *Fool if you think it's over*, und wir singen lautlos mit. Dann bin ich so müde, dass mir fast die Augen zufallen. Doch meine Angst hindert mich

am Einschlafen, es geht inzwischen bergab, und ich frage mich, ob die Bremsen das noch mitmachen. Ob der ganze Bus ins Schleudern gerät und von der Fahrbahn abkommt, ob wir alle in den Abgrund stürzen. Die Leitplanke ist ein Witz.

»Komm her«, sagt Zett und zieht mich zu sich, drückt meinen Kopf sachte auf ihren Oberschenkel, da soll ich liegen bleiben. Sie kennt mich eben. Sie kennt jeden meiner düsteren Gedanken. Ich ziehe die Beine an, die Füße hängen über den Sitz in den Gang hinein, ich mache mich ganz klein. Das ist bequemer, als ich gedacht hätte. Und Zett streichelt mir den Kopf. Sie hat sich den zweiten Ohrhörer genommen und hört weiter Musik, während die Männer um uns herum schnarchen. Mal rutsche ich mit den Kurven näher zu Zett hin, mal weiter weg, das Geruckel und ihr Streicheln beruhigen mich.

Da kommt sie mit ihrer Hand an die Stelle. Sie spürt es und hält inne. Streicht ganz leicht, ganz sanft darüber. Legt ihre hohle Hand darauf und lässt sie dort liegen. Es tut nicht weh, Zett ist ganz vorsichtig. Halb liegt ihre Hand auf meinem Ohr. Wir schwitzen. Ich könnte ein bisschen weinen, lasse mich aber nicht. Ich bin hier, in Griechenland, im Bus, neben Zett, sie ist da. Irgendwann raschelt sie mit einer Tüte und macht Krach mit den Chips. Sie ist ein kleiner Vielfraß, ständig knabbert sie irgendwas. Gleichzeitig summt sie einen Song mit, ich erkenne ihn nicht. Ihre hohle Hand liegt noch immer auf der Stelle. Ich bin so müde.

Ich werde wach, als die Musik aus dem Lautsprecher wieder einsetzt, und richte mich auf. Meine Haare kleben mir an der Stirn. Der ganze Bus ist wieder lebendig, alle sind wieder am Essen. Zett lehnt am Fenster und schläft. Ich habe Durst und muss pinkeln, trinke Cola und muss noch mehr pinkeln. Es gibt keine Toilette, doch etwas später halten wir an einer Raststätte

an. Eine Schlange bildet sich vor der Toilette. Es ist ein Steh klo. Ich weiß nicht, wie herum ich mich hinhocken soll, zur Wand oder zur Tür. Steh klos sind ziemlich praktisch, man muss es nur heraushaben, dass es nicht zu sehr spritzt. Doch ich mache den Fehler, in das Loch zu schauen. Das hätte ich bleiben lassen sollen. Nicht in das Loch schauen bei einem Steh klo, Paula, bitte merken.

## KAPITEL 2

Paula

Es stürmt, als unsere Fähre den Hafen von Piräus verlässt. Piräus, ich hatte an das Lied gedacht, *ein Schiff wird kommen, und das bringt mir den einen ...* Deswegen stellte ich mir blaues Meer und weiße Segelboote vor.

Aber der Hafen von Piräus wimmelt vor allem von Schiffskränen, Containern, Lagerhallen und Müll, der im Wasser an die Kaimauer schwappt. Als wir an der Reling stehen, ziehen außerdem dunkle Wolken auf, Regen und Windböen reißen uns fast von Bord. Wir wollten romantisch an Deck schlafen, unter dem Sternenhimmel, *unsere Heimat ist das Meer* und so, dieses Meer ist aber eher angriffslustig als romantisch gestimmt, es lässt das Schiff nach dem Auslaufen von links nach rechts und hoch und runter schwanken, die Gischt spritzt bis zu uns hoch, eine Welle erwischt unsere Rucksäcke. Wir müssen uns wohl oder übel einen Schlafplatz im Inneren suchen. Zweimal werden wir vertrieben, einmal, weil wir einen Notausgang blockieren, einmal wegen einer Kiste mit Schwimmwesten, die zugänglich bleiben muss. Wir finden schließlich einen Treppenabsatz und breiten die Schlafsäcke aus, sie sind feucht geworden. Auch meine Klamotten sind feucht und klamm. Es ist kalt, eine Klimaanlage läuft.

»Das fängt ja gut an«, sage ich. »Wir werden uns erkälten.«

»Nicht gleich schlechte Laune kriegen! Wir haben Bier, wir haben zwei Snickers und das hier.« Sie kramt ihren Walkman heraus. Er ist trocken geblieben und funktioniert. Wir hören Trio, *Da Da Da*, während die Leute an uns vorbeigehen, sie haben Kabinen und betrachten uns von oben herab, als wären wir Hunde, die im Weg liegen und vertrieben gehören.

Zett und ich sitzen an die Wand gelehnt, essen Snickers, trinken warmes Bier und hören Musik, bis die Batterien leer und die Leute in ihren Kabinen verschwunden sind, wo sie in ihren trockenen Betten schlafen.

Unsere Fähre läuft bei Sonnenschein in den Hafen von Skopelos ein. Draußen schäumen noch ein paar Gischtkronen, doch hier im Hafenbecken ist das Meer glatt und glänzend, man kann Fische sehen. Der Himmel über dem Städtchen ist strahlend blau, als hätte es den Sturm in der Nacht nie gegeben. Wir stehen unterhalb der Brücke und beobachten die Matrosen, die das Anlegemanöver vorbereiten. Sie hantieren mit Seilwinden und dicken Tauen und bekommen Anweisungen von einem Mann in weißer Uniform, der per Funk mit der Brücke verbunden ist, ein Knacken und Rauschen.

Als das Schiff nah genug und im richtigen Winkel die Hafentmole angesteuert hat, wirft einer der Matrosen ein Seil mit einem kleinen Gewicht hinüber ans Ufer. Dort steht ein Typ von der Insel bereit, um die Kugel rasch aufzulesen und dann kräftig am Seil zu ziehen, er hievt ein schweres, nasses Tau aus dem Meer. Es braucht zwei Mann, das Tau um einen Poller an der Mole zu winden, und als es geschafft ist, streckt einer den Daumen hoch in Richtung Brücke. Eine Winde setzt sich in Bewegung, sie zieht das Tau an, strafft es, sodass das Meerwasser heraustriefft. Das Schiff bewegt sich nun noch dichter an die Hafentmauer heran und drückt schließlich gegen die



Autoreifen, die dort aufgereiht festgebunden sind, quetscht die Reifen sanft zusammen, und das ganze Ungetüm kommt schließlich zum Stillstand.

»Skopelos, Skopelos!«, ruft einer der Arbeiter und treibt zur Eile an. Zett macht eine Handbewegung, los, los, wir müssen runter vom Schiff, sonst fährt es noch mit uns weiter. Ich wuchte meinen Rucksack auf den Rücken, er ist schwer von der Feuchtigkeit, aber ich habe den Schwung raus.

Am Anleger kommen Leute auf uns zu. »Rooms, rooms!«, rufen sie, es klingt wie Rums, rums, sie halten aufgeschlagene Mappen mit Fotos in die Höhe. Wir schütteln die Köpfe.

»No, thank you. Camping!«

Eine junge Frau tritt vor uns hin: »Camping, yes, look!«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Zett nimmt die Sache in die Hand. »No, thank you, wild camping, okay? Do you know, where?«

»Aah, no money?« Die Frau lacht. »Take a taxi to Panormos Beach.«

»No money«, gibt Zett lachend zurück und zuckt mit den Schultern.

Aber es geht ihr eigentlich nicht um die paar Mark für den Campingplatz, sondern ums Abenteuer. Ich war von Anfang dagegen. Wildcampen ist verboten in Griechenland, angeblich wird es in der Nebensaison geduldet, gerade hier auf Skopelos in der Panormos-Bucht.

Aber was, wenn das nicht stimmt? Wenn die Einheimischen etwas dagegen haben? Wenn die Polizei kommt und uns verjagt? Dann ist es vielleicht schon spät und dunkel, und wir haben keine Bleibe. Es arbeitet ständig in meinem Kopf, was, wenn, was dann und immer so weiter.

»Du Angsthase, du musst mal was erleben«, hat Zett schon in Deutschland bestimmt.

»Wollen wir nicht doch ...?«, versuche ich es jetzt ein letztes Mal.

»Auf keinen Fall! Wo kann man das noch, wild campen, hm? Hier ist alles sicher, und ich bin bewaffnet.«

»Du bist was?«

»Bewaffnet. Komm, da drüben stehen die Taxis. Wir müssen los, damit die Schlafsäcke noch trocknen.«

In der Bucht stapfen wir über den Kies, vorbei an einer Taverne und an ein paar Zelten, ich höre deutsche Wortfetzen.

»Wo läufst du hin? Stellen wir uns zu den anderen.«

Aber Zett hält nichts davon. »Da können wir ja gleich auf dem Campingplatz schlafen. Nein, wir gehen weiter, über den Felsvorsprung, wir suchen uns eine einsame Bucht, nur für uns, verstehst du?«

Ich laufe einfach hinter ihr her. Zett hat das Kommando, ich habe Hunger und nichts zu melden. Ich kann nur mit knurrendem Magen den schweren Rucksack über den Felsvorsprung schleppen, immer weiter, es sind ihr noch zu viele Menschen am Strand. Endlich bleibt sie stehen.

»Hier«, sagt sie, setzt ihren Rucksack ab und wischt sich mit dem T-Shirt-Ärmel übers Gesicht.

Wir stehen etwas oberhalb einer winzigen Kiesbucht. Das Wasser ist so klar, dass man jeden einzelnen Stein am Grund sehen kann, die Wellen funkeln in der Sonne. Kein Mensch weit und breit. Wo wir stehen, ist die Erde platt getreten, bestimmt hat hier schon ein Zelt gestanden. Vielleicht im letzten Jahr. Um uns herum drei Kiefern, die für Schatten sorgen. Zett meint, das wäre wahnsinnig wichtig, damit wir morgens länger schlafen können, wenn wir das Zelt richtig platzieren. Sie kennt sich eben mit allem aus. Ein kleiner Felsbrocken und ein Baumstamm liegen um eine rußige Feuerstelle herum,

unsere Möbel. Alles ist einfach perfekt. Wir legen die Schlafsäcke und die nassen Klamotten auf den Kies in die Sonne, damit ist die Bucht schon fast ausgefüllt, so klein ist sie, nur für uns, wie Zett gesagt hat. Dann bauen wir schweigend das Zelt auf. Klopfen Heringe in den Boden, spannen die Seile, packen unsere Vorräte aus.

Das ist der schönste Moment, wenn die Arbeit getan ist, wenn alles steht und hält und wenn Zett eine Flasche Retsina auspackt und ich das Brot und die Tomaten. Wir sitzen auf unserer privaten Terrasse mit Ausblick aufs Meer, Zett auf dem Baumstamm, ich auf dem Felsbrocken, und wir essen und trinken, und in diesen Momenten ist dieses andere, es ist weg, weit weg, so wie die Beule kaum mehr zu spüren ist, sie wird kleiner und kleiner, heilt einfach so, ist das nicht seltsam? Jetzt, als mir der Retsina in den Kopf steigt und die Tomaten so gut schmecken, ist es irgendwie gar nicht mehr wahr, was passiert ist, es ist nur ein Film, den ich gesehen habe, und langsam vergesse ich ihn. Das Meer plätschert, die Wellen rollen sanft an, ein regelmäßiges Schwappen, dazu Zetts Lachen, das lauter wird mit jedem Schluck Wein, alles ist gut jetzt. Die Zikaden setzen ein.

Nachts liege ich trotz des vielen Weins wach. Zett stiftet mich immer zum Trinken an, ich weiß nicht, warum. Sie schläft schon. Die Zikaden haben aufgehört zu zirpen, alle gleichzeitig, wie verabredet. Von der Taverne weht noch eine Weile Musik zu uns her, dann wird es ganz still. Nur das Meer gibt noch nicht auf, es gibt nie auf, rauscht und schwappt weiter. Ab und zu knackt es in den Bäumen über uns, die Äste und Pinienzapfen arbeiten in der kälter werdenden Nacht.

Zett fängt an, leise zu schnarchen, das kenne ich schon, sie hat Polypen in der Nase. Es stört mich nicht, im Gegenteil, es

beruhigt mich. Das Mondlicht wirft Schatten, die sich über mir im Wind bewegen.

Ich bin gerade am Eindösen, als ich aufschrecke. Ich habe etwas gehört. Etwas anderes. Ein anderes Knacken, nicht von oben aus den Bäumen, sondern lauter und viel näher. Ich greife nach Zett, ich klopfe ihr auf den Rücken, und als sie nicht reagiert, schüttele ich sie.

»Was, Paula?«

»Hör doch mal«, flüstere ich.

Es ist still. Kein Mucks. Zett rollt sich wieder zurecht, ihr Schlafsack raschelt. Ich und meine Angst. Das denkt sie bestimmt: Paula und ihre Angst.

»Da ist nichts«, sagt sie schläfrig. »Nur Bäume.«

»Entschuldige.«

»Schlaf jetzt.«

Ich lausche weiter. Ich habe es doch gehört. Ganz nah. Vielleicht ein Tier. Ein streunender Hund. Ich könnte ihn zähmen, ihn zu unserem Wachhund machen. Ihn mitnehmen. Oder streift eine Ziege durch die Gegend? Habe ich Angst vor einer Ziege? Am Ende ist es vielleicht nur eine Maus. Die anderen Zelte sind gar nicht so weit weg. Die Kiefernzapfen knacken bloß manchmal etwas lauter. Morgen früh können wir zur Taverne gehen und bekommen vielleicht einen frischen Mokka. Alles ist gut. Alles ist doch gut. Ich muss nur einschlafen.

Doch ich liege mit offenen Augen wach, starre in die Dunkelheit, lausche, höre Zetts Atemzüge mit ihrer verstopften Nase. Wie kann sie schlafen, wir beide ganz allein hier draußen in der Dunkelheit? Wir sind naiv gewesen, unvorsichtig. Zwei Frauen allein in der Nacht. Man ist ausgeliefert, man ist schwach als Frau. Wie lange dauert es, bis es hell wird? Es ist noch vor Mitternacht, die Sonne geht erst gegen sieben auf.

Und dann höre ich wieder etwas. Ich presse meine Kiefer so fest zusammen, dass es wehtut. Es sind Schritte. Kein Tier, keine Kiefernzapfen. Jemand geht langsam um unser Zelt herum. Ich lange zu Zett, rüttle an ihr, lautlos, und lege ihr gleichzeitig eine Hand über den Mund. Sie schiebt sie harsch weg und setzt sich auf.

Dann hört sie es auch. Jemand geht um unser Zelt herum, schlägt mit dem Fuß gegen einen der Heringe, ein Stolpern, dann kurz Stille und wieder Schritte. Zett und ich fassen uns kurz an den Händen. Dann kramt sie in ihrem Rucksack herum. Ich versuche, sie zu packen, sie davon abzubringen, man hört doch, dass wir wach sind, dass wir da sind, wir müssen leise sein, unauffällig, dann passiert uns nichts. Aber das ist ja Unsinn, natürlich sind wir da, mitten in der Nacht ein Zelt in einer einsamen Bucht, wo sollen wir sonst sein?

Zett hat anscheinend gefunden, was sie gesucht hat, und wühlt sich aus ihrem Schlafsack. Ich greife nach ihr, bekomme ihr Schlaf-Shirt zu fassen und halte mich daran fest.

»Lass mich, ich geh da jetzt raus«, sagt sie laut.

»Nein!« Ich bin panisch, halte panisch das T-Shirt in der einen Hand, packe mit der anderen Hand ihren Arm, mit aller Kraft, sie versucht sich zu befreien, aber ich lasse nicht los, ich werde niemals loslassen.

»Paula!«, sagt sie noch lauter.

»Nein!« Meine Stimme klingt fremd. Ich kenne das. In Filmen schreien sie immer, sie kreischen, aber man schreit nicht wie im Film, so grell und hoch, man kreischt nicht. Es kommt von viel tiefer unten. Es ist mehr ein Grollen, ein Donnern aus den Eingeweiden. Man kontrolliert es nicht, es kommt einfach heraus, man schämt sich für das Geräusch, das man macht, man schämt sich, weil es einen verrät, es verrät die Angst, es verrät, dass man machtlos ist. Zett und ich rangeln

miteinander. Sie versucht mich abzuschütteln, aber ich hänge mich mit meinem ganzen Gewicht an sie dran, sie kommt nicht weiter. Sie schafft es allerdings, den Reißverschluss vom Zelt hochzuziehen. Und als ich das höre, das Zippen, das Ratsch, da werde ich ganz starr. Ich lasse Zett los. Der Reißverschluss. Er ist doch die letzte Barriere. Zwischen drinnen und draußen, zwischen mir und den Schritten, zwischen uns und allem, und jetzt steht er offen. Ich sehe einen Ast, er bewegt sich im Wind. Dahinter der Mond. Zett klettert ins Freie und schreit aus Leibeskräften: »Ich bring dich um! I'll kill you! I am armed, you know, an armed woman! Ich bin bewaffnet!«

Sie ist verrückt. Das werden wir zurückbekommen, ich weiß es, dafür werden wir büßen. Wie kann sie nur? Sie rennt draußen herum und schreit.

Und ich sitze im Zelt, meine Beine im Schlafsack, ich habe ein weißes, viel zu großes T-Shirt an. Draußen der Ast, er zappelt hin und her, die Schatten zappeln, schwapp, schwapp, das Meer. Kann es nicht ein Mal ruhig sein? Sie muss doch schlafen, die Frau im Zelt. Sie sitzt nur da, macht nichts, bewegt sich nicht, das Dummerchen, das Schaf, die Haare sind ganz verstrubbelt, sie sitzt da wie festgefroren. Weißt du noch, der Film, Zett, die Schneekönigin? Wir als Kinder? Weihnachten. Weißt du noch, Kai, der Junge? Ich habe ihn immer geliebt. Sein Herz war eingefroren. Er war ganz kalt. Aber dann ist er aufgetaut.

»Er ist weg«, sagt Zett und streckt den Kopf ins Zelt. »Hier ist niemand mehr.«

Ich antworte nicht, sondern schnaufe, als wäre ich um mein Leben gerannt. Mein Hals tut mir weh. Der Nacken, die Beine. Als hätte ich ein Fitnesstraining gemacht. Aber ich habe nur dagesessen, mehr nicht.

»Das war nur ein Spanner«, sagt Zett. »Der hat sich verzogen. Komm raus, wir rauchen eine auf den Schrecken.«

Ich klettere aus dem Zelt. Ich bin ganz brav. Die Nacht ist hell, der Mond fast voll.

Zett nimmt zwei Zigaretten aus der Schachtel und zündet beide an. Eine bekomme ich. Wir setzen uns auf den Baumstamm und den Felsbrocken.

»Die Luft ist rein«, sagt Zett wie zu sich selbst und bläst den Rauch aus. Etwas glänzt in ihrer Hand.

»Was hast du da?« Mein Mund ist trocken, ich räuspere mich.

»Ein Messer.« Das Mondlicht spiegelt sich darin und wirft Lichtfetzen in die Nacht.

Ich schaue auf das Messer in ihrer Hand. Es ist ganz und gar aus Metall, es glänzt, der Griff ist gelöchert, die Klinge lang. Zett klappt das Messer mit einer einzigen Handbewegung zu, es macht dabei ein schleifendes Geräusch.

»Man muss sich doch wehren«, sagt sie.

Wie kann sie so cool sein? Sie zeigt mir noch etwas, ein Reizgasspray. Ich starre auf das Messer und das Spray.

»Mir tut keiner was, Paula«, sagt sie, und jetzt merke ich, dass sie gar nicht so cool ist. Sie zittert. Ich glaube, vor Wut.

»Du hast ihn vertrieben.«

»Ja, er ist weggerannt. Er war nicht gefährlich.«

»Du, du bist gefährlich, Zett-wie-Zorro!«, sage ich und lache komisch.

»Ja, ich schon.«

Wir klettern ins Zelt zurück, und Zett macht den Reißverschluss zu. Dann knipst sie eine Taschenlampe an. Daran hatte ich gar nicht gedacht, wir haben Taschenlampen dabei. Ich leuchte zu Zett hin, damit sie ihre Waffen ablegen kann, die sie direkt neben sich an der Zeltwand platziert. Dann krabbeln

wir wieder in unsere Schlafsäcke. Das Meer schwappt weiter und weiter. Alle Muskeln tun mir weh, ich strecke mich.

»Morgen ziehen wir um auf den Campingplatz«, sagt Zett im Dunkeln.

»Okay.«

Ich krieche an sie heran mitsamt meinem Schlafsack und lege mich an ihren Rücken mit dem Arm schwer auf ihrer Seite. Sie schnauft einmal tief ein und wieder aus, es rasselt in ihrer Nase.



## KAPITEL 3

Zett

»Wirf es ins Meer!«, bekniete mich Paula am Morgen, nachdem ich den Wichser vertrieben hatte. »Wirf das Messer ins Meer!« Ja, klar. Sie hatte mal wieder keine Ahnung. Ein psychopathischer Taucher hätte es finden können, aber so weit dachte sie nicht, obwohl sie sonst immer wahnsinnig weit dachte, viel zu weit. Das Messer machte ihr Angst.

Aber Paula, mein Schatz, das ist der Sinn von einem Messer: Angst machen. Und ehrlich gesagt, es war bedenklich, du hattest vor allem Angst: Seeigel, Dunkelheit, Meer bei Dunkelheit (»Ich geh nachts nicht ins Wasser, ich bin doch nicht verrückt.«), Bars mit Plastikstühlen (warum?), Nebengassen (?), Strand ohne Leute, Strand mit falschen Leuten, Berge (einsam!), ein Fest in einem kleinen Bergdorf (»Die Einheimischen, wir könnten sie stören!«), Rollerfahren (»Und wenn wir einen Unfall bauen?«), Tavernen, in denen du noch nie warst (»Wir waren noch nie auf dieser Insel, denk nach, Paula!«), und so weiter und so weiter. Es war eine lange Liste, die niemals endete, vielleicht erst dann, wenn wirklich mal was passierte, so wie jetzt. Aber ich glaube, du würdest nur zufrieden nicken, Paula, weil du es ja schon immer gewusst hast.

Ich war entschlossen, das Messer zu behalten und darauf aufzupassen wie auf meinen Augapfel, weil ich es nämlich notfalls

mal gebrauchen konnte, das wusste man nie, und natürlich wegen Reyner. Der Junge aus meiner Klasse, ein Filipino. Die Idioten in der Schule beömmelten sich alle über seinen Namen, weil Reyner nicht wie ein Rainer aussah, darüber kamen sie nicht hinweg, sie nannten ihn »Fidschi«, obwohl jeder halbwegs normale Mensch weiß, dass die Fidschi-Inseln von den Philippinen so weit weg sind wie Italien vom Nordpol. Aber den Idioten ging es natürlich um was anderes. Sie hatten ihr Opfer. Ich schaute es mir eine Weile an. Ab und zu sagte ich, sie sollten ihn in Ruhe lassen, aber das wirkte nur kurz, weil sie es nach fünf Minuten wieder vergaßen und dann wieder ihren niederen Instinkten folgten. Beim Sport lachten sie sich tot über ihn, weil er ziemlich klein und sehr dick war. Wir Mädchen hatten Unterricht in der anderen Hallenhälfte, und die meisten waren froh, dass die Jungs es auf Reyner abgesehen hatten und nicht auf sie. Wenn er als Letzter in ihre Mannschaft gewählt wurde, donnerten die Idioten den Ball auf ihn drauf, damit er möglichst bald rausflog. Der Sportlehrer versuchte, sich das Lachen zu verkneifen, aber er lachte trotzdem. Und Reyner konnte irgendwann nicht mehr durch den Schulflur laufen, ohne dass er einen Schlag mit der Faust bekam, so ganz nebenbei.

Irgendwann reichte es mir. Es musste was passieren. Ich musste in der Sache mit Reyner was unternehmen. Deshalb sagte ich in der Klasse, morgens, bevor die Lehrerin kam, ziemlich laut, sodass alle mich hören konnten: »Hey, Reyner, kannst du mir vielleicht mal Mathe erklären? Ich meine nachmittags oder so. Würdest du das machen?«

Er sah mich ganz ruhig an und gab keine Antwort. Er wartete, klar, er wusste nicht, ob das eine Verarsche war. Er war jedenfalls darauf gefasst. Er erwartete den Schlag, den ich ihm verpassen würde, mit einer Art Schlafzimmerblick, die

Augenlider halb geschlossen. Und dieser Blick, so ohne Hoffnung, machte mich einen Moment lang traurig, und weil ich jede Art von Traurigkeit hasse, wurde ich blitzschnell wahn-sinnig wütend. Ich sah mich um, ob die Wut vielleicht irgend-wohin konnte, ob irgendwer was Falsches sagte oder falsch schaute, aber niemand traute sich. Es war total still in der Klasse. Die Mädchen drückten ihre Köpfe tief in ihre Hefte. Die Jungs standen da und starrten mich an.

»Also nur wenn du Zeit hast«, sagte ich.

»Ich hab Zeit«, antwortete Reyner, noch immer ganz ruhig. Er hatte wahrscheinlich abgewogen, was es zu verlieren gab. Die Jungs fingen an zu lachen, aber hinter vorgehaltener Hand.

»Okay, super. Heute um drei?«

Reyner nickte. Ich nickte zurück. Die Lehrerin kam rein. Als sie vorn am Pult stand, war es immer noch auffällig still im Klassenzimmer, sie schaute sich besorgt um, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken. Reyner steckte mir nach der Stunde einen Zettel mit seiner Adresse zu.

Er wohnte nicht in unserer Reihenhaussiedlung, sondern in der Wohnung über dem Restaurant seiner Eltern. Es war ein chinesisches Restaurant. Er zeigte mir in seinem Zimmer als Erstes eine Weltkarte und dann die Philippinen, wo er herkam. Eine Reißzwecke steckte an der Stelle. Er erzählte, sie hätten dort ein riesiges Haus gehabt und er hätte jeden Tag im Meer gebadet. Er konnte angeblich einen Fisch mit der Hand fangen.

»Warum bist du hergekommen?«

»Keine Ahnung.« Er zuckte mit den Schultern.

Das wunderte mich nicht. Kindern wurde nichts erklärt, sie mussten einfach immer alles machen, was man ihnen sagte. Das war normal.

Reyner schaute verloren auf die Reißzwecke. Er ging anscheinend davon aus, dass die Philippinen ein wesentlich schöneres

Leben für ihn bereithalten würden, wenn nicht widrige Umstände (chinesisches Restaurant?) oder seine mysteriösen Eltern (Chinesen?) ihn in dieser grauenhaften Stadt in diesem grauenhaften Land festhalten würden.

»Du brauchst mir die binomischen Formeln nicht zu erklären«, sagte ich, um irgendwas zu sagen.

»Ich weiß.« Er wollte etwas sagen, entschied sich aber dagegen. Er nickte. Er schaute mich nur misstrauisch an und hätte bestimmt gerne gewusst, warum ich da war. Er war auf der Hut.

Seine Mutter brachte Salamibrote rein. Ich hatte etwas anderes erwartet. Sie war übertrieben freundlich und anscheinend froh darüber, dass ihr Sohn endlich mal Besuch hatte. Das war natürlich peinlich für Reyner. Er war auf einmal nervös, und das war er sonst nie. Zum Glück ging seine Mutter schnell wieder raus. Er saß auf seinem Schreibtischstuhl, ich auf dem Bett. Ich starrte auf den Autoteppich zwischen uns, die Straßen und Zebrastreifen, es war ein Teppich für ein Kindergartenkind. Er würde sich von diesem Teppich trennen müssen, beschloss ich, und ich war es wohl, die ihm das sagen musste.

Stattdessen sagte ich: »Mütter sind sooo ...«, und verdrehte dabei die Augen.

»Ich mag meine Mom.«

Er saß dick und klein auf seinem Schreibtischstuhl, es war ein Drehstuhl.

»Schon klar.«

Eine Pause entstand. Ich schaute mir Reyners Regal an. Es standen wahnsinnig viele Bücher drin.

»Liest du viel?«

»Ja. Was soll ich sonst den ganzen Tag machen?«

»Du solltest mal diesen Autoteppich entsorgen. Also du bist

zwölf oder so. Das ist ein bisschen peinlich mit den ganzen Straßen und Parkplätzen, verstehst du?»

Er schaute sich den Teppich an. Etwas passierte dabei in seinem Gesicht. Manchmal verliert etwas urplötzlich seinen Glanz oder diese Puderzuckerschicht aus irgendwelchen Kindheitserinnerungen. Es liegt nur noch so da, wie es ist, glanz- und bedeutungslos.

Reyner atmete tief ein, noch immer den Teppich im Visier. Ich hatte ihm die Augen geöffnet. Wieso mache ich das immer, Augen öffnen? Als wäre das meine Mission. Dabei ist es jedes Mal ein schrecklicher, grauenhafter Moment.

»Ich könnte dich küssen, wenn du willst«, sagte ich.

»Warum?«

Ich wusste es nicht. Ich wollte ihm irgendwie eine Freude machen. Das setzte sich später so fort, ich machte den Typen eine Freude, die mich im Inneren irgendwie rührten, und dachte dabei: *Was soll's, er freut sich.*

»Lieber nicht«, sagte Reyner.

»Warum nicht?« Es kam mir komisch vor. Vielleicht war er schwul.

»Ich könnte Gefühle für dich entwickeln, und dann würden diese Gefühle enttäuscht werden.«

Das musste ich erst einmal verdauen. Mir fiel nicht sofort eine Antwort ein. Auch das war komisch.

»Keine Sorge, ich weiß, wie ich aussehe«, sagte er.

»Du könntest mal abnehmen, dann hättest du weniger Probleme.«

Er drehte sich auf seinem Stuhl nach links und nach rechts, sah mich kurz an, wenn er in der Mitte war, und gab eine gelangweilte Miene zum Besten. Es konnte jedoch unmöglich der Fall sein, dass er in diesem Moment, hier mit mir, gelangweilt war.